

Heimerziehung in den fünfziger und sechziger Jahren Kinder haben Rechte – Erinnerung und Ausblick

Vortrag von Prof. Dr. Manfred Kappeler/Berlin

„Ich konnte nicht länger schweigen – aber wer wird mir glauben?“ – Über die Traumatisierungen ehemaliger Heimkinder

Während der Anhörung von Sachverständigen zur Heim- und Fürsorgeerziehung der vierziger bis siebziger Jahre durch den Petitionsausschuss des Bundestags im Januar 2008 sagte ein Abgeordneter sinngemäß: Er könne nicht verstehen, warum die ehemaligen Heimkinder heute, dreißig, vierzig oder mehr Jahre nach ihrer Zeit im Heim, mit solcher Dramatik über ihre Erfahrungen reden. Ob es denn überhaupt möglich sei, nach so langer Zeit sich so bestimmt an einzelne Handlungen von Erzieherinnen und Erziehern und an Einzelheiten des Heimalltags zu erinnern. Die Antwort gab der Psychoanalytiker und Traumatologe Prof. Gerion Heuft, Leiter der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie am Universitätsklinikum Münster. Er berichtete über Langzeitfolgen traumatischer Erfahrungen. Im Unterschied zu anderen konflikthaften Erfahrungen würden solche realitätsnäher, das heißt ohne sekundäre Bearbeitung, im Gedächtnis aufbewahrt und können offensichtlich auch nach Jahrzehnten plötzlich wieder „vor Augen stehen“. Er belegte diese Mitteilung mit Beispielen aus seiner Praxis.

Die Traumaforschung hat seit den achtziger Jahren beeindruckende Erkenntnisse über auslösende Situationen für dieses plötzliche, oft schockartige Reaktionen bewirkende, „Auftauchen“ traumatisierender Erfahrungen aus lange zurückliegenden Lebensabschnitten erbracht. Traumatisierendes Erleben wird, um weiter leben, um überleben zu können, gleichsam psychisch eingekapselt, abgedichtet und, psychoanalytisch gesprochen, im Vorbewussten aufbewahrt. Es wird nicht, wie neurotische Konflikte, verdrängt und damit ins Unbewusste geschoben, wo sie bekanntlich virulent bleiben, sondern eher wie ein gründlich verlegtes Fotoalbum, scheinbar „zufällig“ wiederentdeckt. Ein ganzes Arsenal von Erinnerungen wird damit geöffnet. Es ist für diesen Vorgang bezeichnend, dass alte Fotografien, Bilder, Menschen in Ordenstracht im Straßenverkehr (Diakonissen, Nonnen, Ordensbrüder) oder Uniformierte, aber auch der Anblick von ummauerten oder mit hohen Zäunen „gesicherten“ Gebäuden mit der typischen Preußisch-Wilhelminischen, Macht und Herrschaft symbolisierenden Architektur von Anstalten, Kasernen, Schulen, Gerichten, Rathäusern und Kirchen, ja sogar Gerüche von Reinigungsmitteln (z.B. Bohnerwachs, das für die langen mit Linoleum belegten Anstaltsflure benutzt wurde), die Blackbox der verborgenen Erinnerungen öffnen. Allerdings erfolgt dieses plötzliche Auftauchen der Bilder nicht so zufällig, wie es den von ihren Erinnerungen buchstäblich „Heimgesuchten“ selbst und Außenstehenden erscheinen mag. Situationen, Begegnungen, Bilder, Gebäude, die jetzt die oft dramatischen Erinnerungen bewirken, haben diese Wirkung über Jahrzehnte nicht gehabt. Sie

werden erst in Schwellensituationen des Lebens, mehrheitlich in der zweiten Lebenshälfte an der Schwelle des Alters oder im Alter zu auslösenden Faktoren. Wir Älteren wissen aus eigener Erfahrung, dass im Rückblick auf ein langes Leben Fragen nach dem Sinn des Lebens zunehmen und Bilanzierungen versucht werden. In unserem Langzeitgedächtnis entdecken wir dann, wenn wir es zulassen, längst vergessen geglaubte Bilder, Erlebnisse, Ereignisse, sinnliche Erfahrungen mit einer verblüffenden Schärfe und Genauigkeit. Aber für die meisten älter werdenden Menschen handelt es sich dabei nicht um Bilder aus dem überlebensnotwendigen, bislang hermetisch verschlossenen psychischen Bereich für traumatisierende Erfahrungen und den ihnen entsprechenden Gefühlen von Ausgeliefertheit, Hilflosigkeit, Verlassenheit, Entblößung, Beschämung und Scham – sondern um in der Regel zwar ambivalente, aber überwiegend positiv besetzte Erinnerungen, die, nach allen retrospektiven Begründungen – nach dem frommen Motto „Vom Ziel her gesehen sind Gottes Wege immer gerade“ – unterm Strich eine positive Lebensbilanz zulassen.

An den Antworten der ehemaligen Heimkinder und der ehemaligen ErzieherInnen der Karlshöhe in den ausgewerteten Fragebögen hat mich dieser Unterschied am stärksten berührt. Die Bilanz der ErzieherInnen bezogen auf die Bedeutung der Karlshöher Zeit für ihr Leben, ist „im Ganzen“ deutlich positiv. Die Bilanz der Heimkinder und Jugendlichen ist dagegen ebenso „im Ganzen“ negativ. Das schließt die auf beiden Seiten geäußerten Ambivalenzen mit ein. Die Bilanz der ehemaligen Heimkinder und Jugendlichen bleibt auch nicht, wie bei den Erzieherinnen und Erziehern im Allgemeinen, sondern geht mit einer teilweise beeindruckenden Klarsicht ins Einzelne und Konkrete.

Zurück zu den Schwellensituationen, die Risse in die psychische Abdichtung traumatisierender Erfahrungen ziehen: Das Ausscheiden aus dem Beruf, oft nach einer gebrochenen Berufsbiografie verbunden mit Altersarmut und als „Berentung“ empfunden, einem Vorgang weitgehender Fremdbestimmung also; chronische Krankheiten und akute funktionelle Störungen, die bei vielen Ehemaligen als deutliche somatische Folgen früher Traumatisierungen bekannt sind; der Tod geliebter Menschen oder naher Angehöriger; das Selbständigwerden und der Auszug von Kindern, aber auch Vereinsamung nach einer zu Ende gegangenen oder gescheiterten Beziehung. Vor allem aber die in Deutschland empirisch erhobene größte Angst alter Menschen, als „Pflegefall pflegebedürftig in einer Pflegeeinrichtung“ leben zu müssen. Die panikartigen Ängste ehemaliger Heimkinder vor dem erneuten hilflosen Ausgeliefertsein an überforderte Pflegekräfte, vor umfassender Fremdbestimmung aller Lebensvollzüge, vor der Missachtung der Schamgrenze, vor Entindividualisierung und erneutem Eingeschlossen-Sein, symbolisiert in der Schlüsselgewalt und in Schlüsselbunden von Pflegekräften, haben Abgeordnete im Petitionsausschuss in der Anhörung der Ehemaligen im Dezember 2006 erschüttert und ebenso die JournalistInnen in der anschließenden Pressekonferenz. Der Heimkinderverein hat ein aktives Mitglied jetzt damit beauftragt, die besondere Bedeutung der für viele akuten Ängste für die Beratungen des Runden Tisches vorzubereiten. Dass diese Ängste berechtigt sind, hat der

Menschenrechtsbericht des Deutschen Instituts für Menschenrechte aus 2007 über Verletzungen von Menschenwürde und Missachtung von Menschenrechten in Pflegeeinrichtungen gezeigt, zumal kaum eines der ehemaligen Heimkinder unter den privilegierten Bedingungen eines Augustinums oder einer Alten-Wohngemeinschaft privilegierter AkademikerInnen wird leben können.

Dass sich für ehemalige Heimkinder nicht nur die Schwellensituationen potenzieren, sondern sich zwischen Heimunterbringung in Kindheit und Jugend und antizipierter oder bereits eingetretener Unterbringung in einer Pflegeeinrichtung im Aller ein verhängnisvoller Kreis schließt, in dem die traumatisierenden früheren Erfahrungen blankgelegt werden, ist unmittelbar einsichtig.

In der Frage des Abgeordneten im Petitionsausschuss und vielen ähnlichen Fragen sogenannter Normalbürgerinnen und -bürger werden mehr oder weniger offen die erinnerten Erfahrungen von Ehemaligen der Heim- und Fürsorgeerziehung bezweifelt. Dieser Zweifel resultiert aus dem Vergleich der eigenen Lebenserfahrungen, vor allem natürlich bei AltersgenossInnen, beziehungsweise der Anlegung der Folie der für sich selbst in Anspruch genommenen bürgerlichen Normalbiografie, an die Lebenserfahrungen von traumatisierten Menschen. Dieser Zweifel kann sich bis zum Verdacht und zum Vorwurf des Sozialschmarotzertums – „Denen geht es doch nur um die Durchsetzung unberechtigter Entschädigungsforderungen für eingebildete oder dramatisierte Leiden.“ – steigern. Ein Beispiel für diese Form der Verweigerung, einer vorbehaltlosen Auseinandersetzung mit dem Leid der Opfer der Anstaltserziehung auseinander zu setzen und der Weigerung, Licht in dieses „dunkle Kapitel der Geschichte der Bundesrepublik“ (O-Ton von Bundestagspräsident Lammert in der öffentlichen Sitzung des Petitionsausschusses am 26.11.2008) zu bringen, ist der Kommentar vom Redakteur des Württembergischen Evangelischen Gemeindeblatts, Herrn Wahl, in der Ausgabe 4/2009 und die durch ihn provozierten und mitgeteilten LeserInnen-Briefe. Er will die Bewertung der Arbeit von Kindern und Jugendlichen in der Heim- und Fürsorgeerziehung der Nachkriegsjahrzehnte als Zwangsarbeit nicht gelten lassen und kann sich in seiner Empörung darüber in Übereinstimmung mit den führenden Repräsentanten der Kirchen und ihrer Werke und hochrangiger Beamter und Politiker des Bundes, der Länder und der Kommunen fühlen. Nach dem geschichtspositivistischen Vorwurf, es sei „geradezu primitiv, vom hohen Ross der Gegenwart aus Geschehnisse beurteilen zu wollen, die vierzig Jahre zurückliegen“, kommt der Vorwurf: ... „Es gehe zu Vielen in der nun begonnenen Debatte nicht um Gerechtigkeit, sondern um Geld“. Diesen Vorwurf des Missbrauchs sozialer Leistungen versucht der Redakteur mit der Behauptung zu erhärten, dass die Kritik „ausschließlich“ an den Kinderheimen der alten Bundesrepublik, nicht aber an denen in der DDR geübt werde und er vermutet, dass diese von ihm unterstellte Einseitigkeit daran liege, dass es für das DDR-Unrecht heute keine potentiellen Zahler mehr gibt. Mit diesen Behauptungen hat Herr Wahl in grober Weise seine journalistische Sorgfaltspflicht verletzt. Die Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur hat in den vergangenen Jahren großzügig ein Forschungsprojekt zur Aufarbeitung

der Funktionen und der Praxis des *Geschlossenen Jugendwerkhofs Torgau*, dem Schluss-Stein der DDR-Jugendhilfe, finanziert. An diesem Projekt, dessen Ergebnisse schon vor zwei Jahren vorgelegt wurden, habe ich mitgearbeitet. Es wurde in der Fachpresse, auch in einer vergleichenden Untersuchung von mir, umfangreich und mit allen Quellenangaben publiziert. Auf dem Jugendhilfetag 2008 in Essen hat der Heimkinderverein zusammen mit dem Verein der Ehemaligen aus Torgau eine Veranstaltung zum Thema „Heimerziehung Ost/Heimerziehung West“ durchgeführt. Vor allem aber: Alle Insassen dieser Geschlossenen Erziehungsanstalt in Torgau wurden, ohne Einzelprüfung auf traumatische Langzeitfolgen, für jeden Tag, den sie in diesem Prototyp der Totalen Institution verbringen mussten, finanziell entschädigt, weil klar wurde, dass jeder Tag des Aufenthalts in dieser Einrichtung der Jugendhilfe die Menschenwürde und die Menschenrechte von Jugendlichen verletzte. Die Ehemaligen von Torgau wurden umfassend gesellschaftlich rehabilitiert. Nicht zuletzt durch die mit Stiftungs- und Landesmitteln in Torgau errichtete Gedenkstätte für die Opfer des Jugendhilfesystems der DDR. Auf einer in hoher Auflage gedruckten DVD mit einer Laufzeit von fünf Stunden, die kostenlos bezogen werden kann, berichten Ehemalige in Interviews über ihre schrecklichen Leiden. Wenn Sie, meine Damen und Herren, ohne die Herkunft zu wissen, Berichte von Ehemaligen aus der Diakonischen Fürsorge-Erziehungsanstalt Freistadt bei Bremen oder dem staatlichen Erziehungsheim Glückstadt in Schleswig-Holstein oder dem Geschlossenen Fürsorgeerziehungsheim für sogenannte Verwahrloste Mädchen des Katholischen Vincentininnen-Ordnes in Dortmund daneben stellen, würden Sie keinen Unterschied in der auf absoluten Gehorsam, systematische Demütigung und Beschämung und Verletzung der physischen Integrität der Jugendlichen in der sogenannten Erziehungspraxis und ihren Folgen feststellen können. Übrigens geht die Forschung und die Auseinandersetzung mit der DDR-Jugendhilfe, die unter anderem mit vorliegenden Ergebnissen auch von der Gauck-Birthler-Behörde in ihrem Forschungsschwerpunkt „Jugend und Staatssicherheit“ durchgeführt wird, mit Untersuchungen über die sogenannten normalen Jugendwerkhöfe und die Spezialheime in der DDR weiter. Es wird also umgekehrt ein Schuh daraus: Was bezogen auf das in der DDR an Kindern und Jugendlichen begangene Unrecht an Aufarbeitung, Anerkennung bis hin zur Entschädigung bisher schon möglich war, weil es politisch genehm war, als weiterer – und ja auch zutreffender – Beleg für die Missachtung von Menschenwürde und Menschenrechten in der DDR, wurde den Opfern von Heim- und Fürsorgeerziehung in der Bundesrepublik bislang mit solchen Argumenten, wie Herr Wahl sie benutzt, verweigert. Freilich, für die demokratische, dem Artikel 1 des Grundgesetzes („Die Würde des Menschen ist unantastbar...“) verpflichtete Bundesrepublik handelt es sich wahrlich um ein „dunkles Kapitel ihrer Geschichte“, das geeignet ist, Mythen zu zerstören und Scham zu erzeugen. Und vor allem: Es handelt sich um andere Größenordnungen. Während in der Bundesrepublik im fraglichen Zeitraum etwa achthunderttausend Kinder und Jugendliche in öffentlicher Erziehung waren, mussten in der DDR bis zu ihrem Untergang 1989 etwa vierzigtausend Kinder und Jugendliche in Erziehungsheimen leben. Meine Damen und Herren, Sie werden

verstehen, dass ich das hier klarstellen musste. Schließlich hat das Gemeindeblatt den „Kommentar“ von Herrn Wahl im unmittelbaren Vorfeld dieser Veranstaltung veröffentlicht.

Nun zurück zu meinem Thema und damit zu den Leserbriefen im Gemeindeblatt. Die Leserbrief-SchreiberInnen im Gemeindeblatt setzen umstandslos ihre Erfahrungen mit harten Erziehungsmethoden und der Mithilfe in Haushalt, Garten und Familienbetrieb gleich mit den Erfahrungen der Ehemaligen aus der Heim- und Fürsorgeerziehung. Meine Damen und Herren, meine Kindheit und Jugend verlief auch unter von heute aus gesehen unvorstellbar harten Bedingungen: Vater im Krieg erschossen, bis 1949 keine Kriegerwitwen- und Waisenrente für meine Mutter und ihre drei Söhne, weil beide Eltern hochrangige überzeugte Nationalsozialisten waren (Urteil einer Kommission nach dem „Gesetz zur Befreiung Deutschlands von Faschismus und Militarismus“, dem die Deutschen in zynischer Abwehr den Titel „Entnazifizierungsgesetz“ gaben, in Anspielung auf die in der unmittelbaren Nachkriegszeit notwendige „Entlausung“ von Menschen aller Generationen), Hungererfahrungen, Leben in einer Nissenhütten-Siedlung für Obdachlose, als Zehn- bis Vierzehnjähriger Überlebensarbeit für die Familie in einer Mini-Landwirtschaft bei fremden Bauern, mit vierzehn Jahren weg von zu Hause, um eine Bäckerlehre zu machen, die extrem ausbeuterisch war. Aber alles das fand nicht unter traumatisierenden Bedingungen statt. Es war der Überlebenskampf einer schulbeladenen Familie, die nach dem Untergang des NS-Systems eine Notgemeinschaft zum Überleben wurde, mit einem starken inneren Zusammenhang und allen überlebenstechnischen Selbstregulationen, die in den ersten Nachkriegsjahren möglich und nötig waren. Der innere Zusammenhang war stark. Wir lebten in Not, aber wir wurden nicht getrennt. Die Verzweiflungsausbrüche unserer Mutter und ihre Schläge schmerzten, aber sie zerrissen nicht unseren Zusammenhang und konnten psychisch ohne Traumatisierung ausgehalten werden, denn wir waren nicht der kalten strafenden Gewalt, ausgeübt von fremden Erziehern als systematisches Erziehungsmittel, unterworfen. Die Schamgrenzen zwischen uns wurden eingehalten und freundlich-zärtlicher Körperkontakt blieb möglich. Wir wurden weder physisch noch psychisch durch fremde Gewalt beschämt und entblößt, und wenn mein kleiner Bruder nachts „einpinkelte“, wurde er getröstet und nicht mit dem umgehängten nassen Laken der Gruppe der Gleichaltrigen präsentiert. Nie wurden wir eingesperrt in einer Arrest-Zelle oder gar „geschlossen untergebracht“. Noch die Blechhütte in der Obdachlosensiedlung war, verglichen mit einer „Geschlossenen Abteilung“ in der Heimerziehung, für uns Kinder ein offener Raum. Die einklassige Dorfschule war, was das Lernen betraf, dürftig, aber was das Soziale betraf, gut. Als ich mit Vierzehn die Familie verließ, um dreihundert Kilometer entfernt – mit einem Familienbesuch im Jahr – in die Bäckerlehre zu gehen, begleitete mich die feste Überzeugung meiner Mutter „Du wirst es schaffen“. Mein Ur-Vertrauen war nicht zerstört, ich bin nicht gegen meinen Willen von Vormund (mein Vormund war mein um mich besorgter Großvater) und Jugendamt in mir fremde und hundert Prozent fremdbestimmte und feindliche Verhältnisse gezwungen

worden. Ich wurde nicht abgesondert, isoliert, ausgegrenzt und gedemütigt. Gewiss, die Lehre war harte Ausbeutung, aber ich hatte einen Lehrvertrag und einen vereinbarten Lohn. Am Ende war ein Gesellenbrief garantiert. Und jeder Tag meines sechsjährigen Bäckerlebens ist in die Berechnung meiner Altenrente einbezogen worden. Vor allem aber wusste ich, dass ich hätte nach Hause gehen können, wenn ich Ausbeutung und Schikane meines Lehrmeisters nicht mehr hätte aushalten können. Ich konnte es aber aushalten, weil ich eine CVJM-Gruppe mit Gleichaltrigen fand, selbstorganisiert und freiwillig, und Eltern von Freunden, die mich schützten und weil ich mich in die Tochter des Meisters verlieben konnte, der es im Betrieb ihres Vaters ähnlich dreckig ging wie mir und wir eine Notgemeinschaft gegen die Gewalt der Erwachsenen bilden konnten. Alles das, meine Damen und Herren, war Kindern und Jugendlichen unter den Bedingungen der Heim- und Fürsorgeerziehung nicht möglich. Freilich, die Verhältnisse waren hart – aber ich konnte mich in ihnen immer mit einem zureichenden Grad an Selbstbestimmung und mit Widerstandsformen, die mich nicht gleich in die Fürsorgeerziehung brachten, bewegen. Das ist der entscheidende Unterschied vom zeittypischen Kontext des Aufwachsens eines Kindes und Jugendlichen, das nicht zum „Fall“ für die Jugendfürsorge und ihre Endstation, die Heimunterbringung, wurde und solchen Kindern und Jugendlichen, die es, aus welchen Gründen auch immer, wurden.

Zur Arbeit von Kindern im Heimen schrieb der Reformpädagoge Hanns Eyferth, der schon vor 1933 zu den Kritikern der Heim- und Fürsorgeerziehung gehörte, das Erziehungsziel der Heimpädagogik sei ein durch Gehorsam erzwungenes vorschriftsmäßiges Verhalten. Dominant seien ältere traditionelle Erziehungsauffassungen von selbstverständlicher Gehorsamspflicht, konfessionelle Vorstellungen und militärische Vorbilder. Die Pädagoginnen und Pädagogen bezeichnete er als „Aufseher“. In den Kinderheimen, so Eyferth, müssen „schulpflichtige Kinder die ganze Hausreinigung, die grobe Küchenarbeit, das Holzhauen, die Botengänge und den größten Teil der Ackerarbeit bewältigen“. Durch die Arbeit der Kinder und Jugendlichen sparen die Träger der Heime Personalkosten ein. Die Kinderarbeit in den Heimen und die Verweigerung von freier Zeit für selbstbestimmtes Spielen bezeichnet Eyferth als gesetzwidrige Ausnutzung und eine Gefährdung der schulischen Entwicklung der Kinder. Er fordert – 1950 – den „Neuaufbau des Systems der öffentlichen Erziehung, um den noch immer stark spürbaren Zwangscharakter der Anstaltserziehung, die Diffamierung der ‚Zöglinge‘ und die gesetzliche Sonderstellung der Fürsorgeerziehung abzuschaffen“. An ihre Stelle müsse eine systematisch an demokratischen Grundsätzen orientierte Erziehung treten.

Die Arbeit von Jugendlichen in Fürsorgeerziehungsanstalten wird 1955 im Handbuch der Heimerziehung, dem Standardwerk der Heimerziehung der Nachkriegszeit, folgendermaßen charakterisiert:

Hauptprinzipien der Erziehung waren das „Ertüchtigungsprinzip“ und das „Besserungs- und „Korrektionsprinzip“. Das Erziehungssystem habe einen Zwangscharakter, das eine „rationale Durchgestaltung der Erziehung“ erfordere:

„Die Methode herrscht. Die Ordnung des Zusammenlebens erstrebt die erhöhte Brauchbarkeit des Zöglings. Das Erzieher-Zöglingsverhältnis ist autoritär. Selbst Einflüsse der Jugendbewegung konnten diese, in der Sache liegende Zuordnung, nicht überwinden. Lehrer, Meister und Erzieher fordern als Vertreter objektiver Ansprüche Gehorsam. Deshalb gilt die gehorsame Unterordnung unter den Anspruch von Ordnung als Erziehungserfolg. Die menschliche Zuordnung dient den Ordnungs-, Lehr- und Arbeitsansprüchen. Das Besserungs- und Korrektionsprinzip entspringt einer Auffassung, die den Rechtsbrecher als schlecht oder verdorben behandelt: Er lebt ein nichtswürdiges Leben. Das Besserungsprinzip will im Interesse der Rechtsordnung die Verderbnis bekämpfen und mit den Mitteln einer zwingenden Gewöhnung den Verderbten in die Gesellschaftsordnung zurück führen.

Unerbittlich hart werden Ordnungs- und Arbeitsgewöhnung organisiert. Die Dressur überwiegt das Bedürfnis, Einsicht zu wecken, die Entschlossenheit der Macht, die das Ordnungssystem schützt, lässt überall den Strafcharakter noch durchschimmern. Die eindeutige Ausrichtung auf ein geordnetes und arbeitshartes Leben macht die Anstalt einfach, klar und durchsichtig. Der Apparat garantiert die Ordnung, die Leitung ordnet die Arbeit an, überwacht sie und bricht den Widerstand mit Gewalt. Drill, blinder Gehorsam und die Entpersönlichung des Verkehrs werden auf die Spitze getrieben. Der Anstaltsapparat mit seinem pädagogisch unvorgebildeten Aufseherstab bildet den äußeren Rahmen des versachlichten Lebens. Es wird unentwegt gearbeitet, um die Kraft der anderen Triebe zu schwächen: den Genusstrieb, den Spieltrieb, den Beharrungstrieb und den Kampftrieb. Die Arbeit richtet sich gegen körperliche Verweichlichung. Schwere körperliche Arbeit wird bevorzugt. Die Ausbildung in spezialisierte Arbeit von Lehr- und Anlernberufen wird als seltene Vergünstigung und als Arbeitsantrieb benutzt.“

1958 fordert die Kinder- und Jugendpsychiaterin und Psychoanalytikerin Annemarie Dührssen in ihrem Klassiker „Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung“ (1958) ein „großzügig angelegtes Doppelprogramm“, um dem Elend der Kinder in öffentlicher Erziehung abzuhelpen. Die notwendige Vermehrung des Personalbestands müsse „mit sorgfältiger fachlicher Ausbildung“ verbunden sein. Dührssen glaubt aber nicht, dass die dafür erforderlichen umfangreichen finanziellen Mittel von der Politik und den Trägern der Kinder- und Jugendhilfe zur Verfügung gestellt werden. Dann aber, formuliert sie, sollte „eine solche Situation als das anerkannt werden, was sie in Wirklichkeit ist: nämlich eine Härte des Lebens“ für die Kinder. „Womit wir unbedingt aufhören müssen, das ist die Beschwichtigung unseres Verantwortungsgefühls mit der Vorstellung, dass die Schäden, die bei der bisherigen Form entstehen, ‚nicht so schlimm‘ seien, dass sie sich auswachsen, oder dass sie letzten Endes doch konstitutionsbedingt seien. Es ist sachlich besser und menschlich aufrichtiger, wenn man ein erstrebtes Ziel für unerreichbar erklärt, als wenn man sich, um das eigene Unvermögen nicht zugeben zu müssen, mit Hilfe von nebelhaften Vorstellungen über wissenschaftliche Einsichten hinweg setzt, die mindestens seit einem halben Jahrhundert zum Kenntnisbestand der Medizin, der Psychologie (und der Reformpädagogik, M.K.) gehören.“

Martin Bonhoeffer schreibt 1973 über seine Erfahrungen in Berlin:

„Erzieherwechsel – Kameradenwechsel – Gruppenwechsel – Wechsel von Heim zu Heim zu Heim – vom Heim zur Pflegestelle und wieder ins Heim (...). Die Entscheidung fällt in fremden Büros. Wer noch nicht schwierig ist, der wird es. Ja, wer gesund ist und sich einen Rest eigener Person bewahrt hat, muss böse werden. Dann kommt es zur sogenannten Verlegung, schon um der braven Kinder willen. Die Verlegungsangst ist das letzte und latent wirksame Disziplinierungsmittel eines jeden Heimes (...) Abschieben, bestenfalls in ein Spezialheim, zuvor noch in ein Beobachtungsheim und schließlich in die Endstation mit Gittern. Die Selektion wird fachlich verbrämt mit dem Schwindel der sogenannten Heimdifferenzierung.“
Heimerziehung, so Bonhoeffer, organisiere umfassend das gesamte Lebens- und Lernfeld der Kinder und habe „sich ihrer total bemächtigt.“

1971 führte Klaus Mollenhauer mit Assistenten und Studierenden des Pädagogischen Seminars der Universität von Frankfurt am Main im Auftrag des Hessischen Sozialministeriums eine Untersuchung in sechs Hessischen Kinder- und Jugendheimen durch. Das Resümee dieser Studie:

„Eine Erziehung, die an den spezifischen Erziehungsbedürfnissen der Kinder und Jugendlichen orientiert wäre, konnte in keinem der untersuchten Heime beobachtet werden. Die ermittelten Zielvorstellungen und die beobachteten, ihnen zugeordneten (...) Methoden sind zugeschnitten auf abstrakte Normen, Einstellungs- und Verhaltensmuster, ohne dass deren Gültigkeit problematisiert würde, weder generell, noch in Bezug auf die Population, auf die sie gemünzt sind. In diesem institutionellen und personellen Organisationszusammenhang werden die Kinder und Jugendlichen als Störfaktoren definiert. In diesen Strukturen kann die ihnen abverlangte Anpassung selbst ihrer ‚ganz normalen Bedürfnisse‘ an die vorgegebene Organisation nicht erreicht werden. Wenn Anpassung der Kinder und Jugendlichen an die Erfordernisse der Organisation somit de facto als der Erziehungszweck des Heimes ausgemacht werden kann, so entspricht dem, dass eine im eigentlichen Sinn pädagogische Konzeption entweder gar nicht oder nur in unzulänglichen Ansätzen vorhanden ist.“

In einer 1952 an der Universität Münster eingereichten Dissertation über den „Lebenserfolg ehemaliger schulentlassener weiblicher Fürsorgezöglinge“ (Düchting 1952), in der die Verfasserin den Lebensweg von dreihundert jungen Frauen untersuchte, heißt es zur Berufsausbildung, dass eine berufliche Qualifizierung, die eine Verbesserung des Status gegenüber der Zeit vor der Anordnung der Fürsorgeerziehung bedeutet hätte, in keinem der Heime und bei keinem der dreihundert Mädchen erreicht worden sei: „Die Mädchen wurden in allen Heimen ziemlich gleichartig mit Garten-, Haus-, Land-, Wäsche-, Bügel- oder Näharbeiten beschäftigt. Es ist heute noch allgemein üblich, die weiblichen Zöglinge zu ländlichen oder städtischen Dienstboten auszubilden.“

In der Sachverständigenanhörung des Petitionsausschusses im Januar 2008 sagten Experten des Arbeits- und Sozialrechts vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales, die Arbeit in den Fürsorgeerziehungsheimen für Jugendliche erfülle die juristischen Kriterien von verbotener Zwangsarbeit, da kein vertragliches Arbeitsverhältnis mit vereinbartem Lohn und Pflichtbeiträgen zu den

Sozialversicherungen bestanden habe. Rentenrechtlich gäbe es keine Möglichkeit der Anrechnung solcher Arbeitszeiten auf die Altersrente. Der Gesetzgeber müsse eine politische Lösung für die Entschädigung finden und diese rechtlich umsetzen. Das ist der Grund, warum vom Verein der ehemaligen Heimkinder und juristischen Experten (vgl. die Ausführungen von Renate Kühnast 2008) ein Nationaler Entschädigungsfonds gefordert wird, in den alle, die von der Arbeit Jugendlichen profitiert haben, einzahlen müssten. Bislang wird ein solcher Fonds von der Bundesregierung, den Kirchen und ihren Wohlfahrtsverbänden abgelehnt.

Die Argumente „Die Verhältnisse waren nun einmal so“, und „Wir wurden doch alle geschlagen, von Müttern, Vätern, Lehrern, schon im Kindergarten und auch in der Lehre“, und „Welches Kind musste damals nicht mithelfen im Haushalt, im Garten und auf dem Feld“ leugnen die oben skizzierten entscheidenden Unterschiede. Mit diesen Argumenten wird versucht, das Leiden der Opfer zu ent-wirklichen, aus welchen Motiven auch immer. Die Wirkungen dieses „Ihnen-Nicht-Glauben-Wollen“, des ständigen Verdachts, „nicht die Wahrheit zu sagen“ , sich ihre Geschichte „zurecht-zu-phantasieren“, sind von großer Tragweite: Nachdem die Ehemaligen ein Leben lang geschwiegen haben, vor sich selbst, dem nächsten Umfeld und der Öffentlichkeit und das Sprechen jetzt eine ungeheure Kraft zur Überwindung der Angst- und Schamgrenzen erfordert und die Gefahr von post-traumatischen Reaktionen in sich birgt, bedeutet das Bezweifeln bis hin zum offenen Unglauben und zum Verdacht unlauterer Absichten eine erneute schwere Demütigung, oft verbunden mit der Erfahrung psychischer Gewalt. Um das aushalten zu können, nicht vereinzelt daran verzweifeln zu müssen, den Versuch eines neuen Umgangs mit der Traumatisierung, der im Sprechen und im Kampf um Anerkennung und Entschädigung begonnen worden ist, weiter zu führen, organisieren sich die Ehemaligen in Gruppen, im Verein, in wachsenden privaten Netzwerken. Sie suchen die Orte ihrer Erfahrungen auf, wie heute auf der Karlshöhe, und wollen ihre Akten vollständig und ohne Zensur lesen. Sie suchen das Gespräch mit ehemaligen ErzieherInnen, Heimleitungen, SozialarbeiterInnen der Jugendämter und mit Vormündern, um gebrochene Biografien rekonstruieren zu können; Viele, um auf diesem schweren Weg noch Reste ihrer familiären Herkunft zu finden und fast Alle mit der Frage: Warum ist mir das geschehen? Bei denen, die ihnen vorbehaltlos zuhören und ihre Ausbrüche von Schmerz, Verzweiflung und Wut aushalten können – vor allem bei Menschen, die nicht direkt dem System der Kinder- und Jugendhilfe angehören – (JournalistInnen und unterstützende WissenschaftlerInnen) haben sich inzwischen Tausende gemeldet und Zeugnisse ihrer Geschichte niedergelegt. Die größte Bedeutung aber hat das Zuhören und Anhören der Ehemaligen untereinander. Dort erfahren sie die wichtigste Ermutigung und Solidarität. Freilich auch manchmal das Gegenteil. Es kann nicht ausbleiben, dass sich habitualisierte Überlebenstechniken in den Zusammenschlüssen der Ehemaligen auswirken: Kränkungen, Eifersucht, Gefühle des Zurück-Gesetzt-Werdens, Konkurrenz um jede kleine Aufmerksamkeit und Anerkennung, vor allem bezogen auf die Medienpräsenz, Verdächtigungen und Anschuldigungen. Mit dieser großen Last ihrer Geschichte, die

nicht sie zu verantworten haben, müssen die Ehemaligen leben, müssen sie Umgangsformen finden, die nicht selbst-zerstörerisch sind, damit jeder und jede Einzelne sich selbst und das gemeinsame Anliegen nach vorne bringen kann. Es ist zynisch und geschieht, jedenfalls wenn es sich um Professionelle der Kinder- und Jugendhilfe und der Sozialen Arbeit im weiteren Sinne handelt, wider besseres Wissen und in spalterischer Absicht, wenn diese Probleme von Ehemaligen mit- und untereinander von Außenstehenden gegen sie gewendet werden. Gerade wir Professionellen in Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendhilfe sollten uns verpflichtet fühlen, den Ehemaligen aus der Heim- und Fürsorgeerziehung ein verlässliches und diskriminierungsfreies Containment zu bieten.

Nachtrag

Leider war die Zeit für meinen Vortrag auf der Karlshöhe zu kurz bemessen, so dass ich nicht mehr auf traumatisierende Erfahrungen von Erzieherinnen und Erziehern in der Heim- und Fürsorgeerziehung der vierziger bis siebziger Jahre eingehen konnte. Ich kann hier dieses wichtige Thema nur kurz anreißen. Es würde eigentlich den zeitlichen Rahmen einer weiteren Tagung erfordern.

Für Erzieherinnen und Erzieher ist es sehr schwer, heute offen und selbstkritisch über ihre Sichtweisen und Handlungen im Berufsalltag jener Jahre zu reden. Wie vielen ehemaligen Heimkindern schließt auch ihnen die Scham den Mund und möglicherweise sogar die Erinnerung. Aber die Scham der Erziehenden ist eine andere als die der „Zöglinge“. Während die der „Zöglinge“ aus verinnerlichten Schuldzuschreibungen und gesellschaftlichen Unwert-Urteilen resultiert, hat die Scham der Erziehenden ihre Wurzeln im „pädagogischen Gewissen“ und im Erschrecken vor dem Leiden, das sie den ihnen zur Unterstützung, zu Hilfe und Geborgenheit anvertrauten Kindern und Jugendlichen angetan haben. Dieses Versagen sich selbst, den ehemaligen Heimkindern und möglicherweise in der gegenwärtigen Auseinandersetzung einer breiteren Öffentlichkeit einzugestehen, erfordert große Selbst-Aufrichtigkeit und sehr großen Mut. Ein solcher Schritt ist in jedem Fall ein Wagnis und wird nicht ohne seelische Erschütterungen möglich sein. Man kann dieses Wagnis durchaus mit dem der ehemaligen Heimkinder – wenn sie über ihre Erfahrungen zu reden beginnen – vergleichen, wenn auch die Hintergründe und die Folgen sehr verschieden sind. Wenn die Rede von der „notwendigen Aufarbeitung der Heimerziehungsgeschichte“ von den heute Verantwortlichen in der Jugendhilfe und der Jugendpolitik aber ernst gemeint ist, wird der Beitrag ehemaliger Erzieherinnen und Erzieher unverzichtbar sein.

In den Kinderheimen und Fürsorgeerziehungsheimen der vierziger bis siebziger Jahre wurden vor allem solche Erzieherinnen und Erzieher traumatisierenden Erfahrungen ausgesetzt, die mit pädagogischem Eros oder gar mit dem Vorsatz, diese Verhältnisse zu ändern, in diesen Totalen Institutionen ihren beruflichen Weg begannen. Am 22.1.2009 widmete der Deutschlandfunk die Sendung „Hintergrund

Politik“ (18.40 Uhr bis 19 Uhr) dem Schicksal der ehemaligen Heimkinder. In der Sendung wurde auch auf die Situation der ErzieherInnen eingegangen:

„Dennoch ergriffen junge Erzieherinnen und Erzieher manchmal auch für jene Partei, die ihnen anvertraut waren. Eine Chance hatten sie jedoch nicht. Das System Heimerziehung funktionierte nur, indem auch Mitarbeiter, die andere Vorstellungen von ‚Fürsorge‘ hatten, gebrochen wurden. Dietmar Krone erzählt, wie junge, freundliche Erzieher sehr schnell, von heute auf morgen, verschwanden. Und Hans Bauer (der ehemalige Leiter des Evangelischen Erziehungsverbandes wurde von der Niedersächsischen Landesbischofin Käßmann mit einer Untersuchung über die Fürsorgeerziehung und Heimerziehung in kirchlichen Einrichtungen beauftragt, M.K) hat in seinen Ermittlungen auch mit ehemaligen Mitarbeitern in Heimen gesprochen, unter anderem mit einer heute Siebzjährigen, die Anfang der sechziger Jahre in einem Heim für Mädchen tätig war. Sie erzählt, dass sie morgens ‚Unruhe in der Gruppe hatte und dann kam der Pastor, der der Leiter dieser Einrichtung war, und hat das moniert und hat dann ihre Hand genommen und gesagt: Und diese Hand kann hier keine Ruhe schaffen? Dann hat er dem Mädchen, das da ein bisschen laut war, einen Pantoffel ausgezogen und es kräftig zusammengeschlagen, dass das Mädchen wimmernd auf dem Boden lag, hat einem anderen Kind befohlen, einen Eimer kaltes Wasser zu holen, hat das Wasser über das Kind gekippt und hat die junge Erzieherin angeguckt und gesagt: Und das konnten Sie nicht?!“

Ehemalige Erzieherinnen und Erzieher haben mir berichtet, dass sie gegen ihre pädagogische Überzeugung und ihre ethischen Norme bereits nach wenigen Monaten ihrer Arbeit im Heim angefangen haben, Kinder zu schlagen. Ich zitiere aus dem Bericht einer Ordensschwester:

„Ich habe als junge Nonne Heime gesehen, in denen kleine Kinder untergebracht waren, ausgestoßen und allein gelassen. Ich war damals erschüttert, und ich schwor bei Gott, dass ich diesen Kindern helfen wollte. Sie sollten sich im Heim wohl fühlen, das Heim sollte für sie ein Zuhause sein. Ich wollte ihnen helfen, im Namen Gottes, im Namen der christlichen Nächstenliebe. Bei meinen Besuchen in Katholischen Heimen habe ich Nonnen und weltliche Erzieher erlebt (...). Ich sprach damals mit ihnen, bevor ich selbst im Heim arbeitete. Sie redeten alle von Nächstenliebe, aber ich hatte den Eindruck, dass sie davon nur redeten und gerade das Gegenteil von dem praktizierten: Sie schlugen aus nichtigen Anlässen auf kleine Kinder ein oder verhängten Strafen. Sie waren einfach sehr autoritär, und was mir besonders auffiel: Sie waren alle fast nicht in der Lage, Kinder wirklich zu lieben!

Als ich dann selbst im Heim arbeitete, wollte ich nicht dieselben Fehler machen. (...) Doch schon bald hatte ich meinen Vorsatz aufgegeben. Ich verhielt mich den Kindern gegenüber ebenso wie die anderen Nonnen. Auch ich fing an, Kinder zu schlagen, zu bestrafen, sie mit Sanktionen zu belegen. Und ich wusste – wie alle Nonnen und Erzieher auch – dass die Kinder sich nicht wehren konnten. Sie waren uns, unseren Launen, unserer Macht hilflos ausgeliefert! Wir haben alle bei den Kindern eine große Angst verbreitet. Die Angst beherrschte ihre Seele und ihren kleinen Körper und ihr junges Leben. Ich hatte geglaubt, diese Mittel einsetzen zu dürfen, weil ich mit der ganzen Situation nicht mehr fertig wurde.

Wir konnten nicht anders; wir hatten einfach keine anderen Möglichkeiten, ihnen zu helfen, wir hatten ja auch keine pädagogische Ausbildung. Wir dachten: Wenn wir die Kinder einer strengen religiösen Erziehung unterwerfen, so wäre das tatsächlich die beste Hilfe, die man ihnen zuteil werden lassen kann. Doch ich muss sagen: Ich war wie alle anderen Nonnen und Erzieher einem großen Irrglauben, ja einem Wahnsinn verfallen. Wir alle glaubten, dass das die beste Erziehung ist. Wir dachten uns nichts dabei, die Kinder streng anzufassen, auch mal zuzuschlagen, sie zu irgendetwas zu zwingen. Wir haben den Kindern immer wieder gesagt, dass wir sie im Namen von Jesus Christus erziehen und ihnen helfen wollen. Doch in Wirklichkeit haben wir – auch wenn diese Erkenntnis schmerzlich ist! – gegen diese christlichen Grundsätze verstoßen. Wir sind nicht auf die Kinder zugegangen wie Menschen, sondern wir haben sie innerlich irgendwie abgelehnt (...).

Das Heim, in dem ich arbeitete, war ein katholisches Heim. Gott war das Fundament der Erziehung! (...) Durch die Drohung mit Gott hatten wir die Kinder unter Kontrolle, auch ihre Gedanken und Gefühle. Ist das nicht das Ziel jeder konfessionellen Erziehung, jedes konfessionellen Heimes? (...)

Erst vor kurzem hatte ich wieder einen dieser Träume: Ich sah wieder, wie ich einen etwa sieben Jahre alten Jungen bei der Selbstbefriedigung erwischte. Ich war außer mir und stellte ihn zur Rede. Doch das Kind begriff nichts. Meine Wut wurde immer größer, und ich zog ihn an den Haaren in den Duscraum. Dort habe ich kaltes Wasser in eine Wanne einlaufen lassen und den Jungen mit Gewalt dort hinein gezerrt und ihn viele Male untergetaucht. (...) Ich erinnere mich an einen anderen Traum, der ebenfalls ein wirkliches Erlebnis in Form von schrecklichen Bildern für mich lebendig werden ließ. Ein Kind schrie, weil es von einem anderen Kind geschlagen wurde. Ich konnte dieses Schreien nicht mehr ertragen, brüllte es an. Doch das Kind schrie weiter. Ich fasste ihn am Kopf und schlug ihn mehrmals gegen die Wand. Auf einmal hatte ich Blut an den Händen, und ich erschrak. Ich sah das Kind an. Das Kind zitterte am ganzen Körper und lief davon. Es sind schreckliche Szenen, ich weiß! Doch was hilft das denn heute noch den Betroffenen – nichts! (...)

Wir haben viele Fehler gemacht. Es war für die Kinder teilweise eine furchtbare, grauenhafte Zeit; es war ein großes Vergehen ihnen und Gott gegenüber. Ein Kind sagte einmal zu mir: ‚Der liebe Gott wird Sie für alles, was Sie uns angetan haben, sehr schwer bestrafen.‘ Damals ballte ich meine Hand zu einer Faust zusammen und schlug dem Kind ins Gesicht. Heute weiß ich, was das Kind mir mitteilen wollte! (...)

Ich bin nicht sicher, ob ich wirklich weiß, was es für ein Kind bedeutet, überhaupt in einem Heim leben zu müssen und dann noch unter solchen schlimmen Bedingungen. Ich kann es, wenn überhaupt, nur erahnen. Dass wir die Kinder zu keinem Zeitpunkt geliebt, sondern gehasst haben, stimmt so nicht ganz. Ich jedenfalls habe sie trotz allem geliebt. Ich habe versucht, in christlicher Nächstenliebe zu handeln. Ich kann mir nicht anderes vorwerfen als das, überhaupt in einem Heim gearbeitet zu haben. Vielleicht war das aber keine Liebe, sondern doch Hass. Und wenn mir heute Kinder von damals in meinen Träumen begegnen, weiß ich: Sie müssen sehr viel unter unserer Gewalt gelitten haben!“ (aus: Homes, Alexander Markus [1984]. Frankfurt am Main)

Wie dieser Nonne geht es anderen Erzieherinnen und Erziehern, die mir berichtet haben, dass sie noch heute, nach Jahrzehnten, in Alpträumen von den Bildern ihrer Gewalttätigkeit gegenüber Kindern und Jugendlichen gepeinigt werden. In der Anhörung des Petitionsausschusses berichtete ein Petent über ein Gespräch mit einem seiner ehemaligen Erzieher. Dieser hatte ihm gesagt:

„Die Gesamtheit musste ja funktionieren, sonst waren da sehr schnell chaotische Zustände, die man zu verhindern hatte. Wenn man als Erzieher einen Ruf hatte, bei dem geht es drunter und drüber, das war ein schlechtes Image für einen selber, von daher stand man schon unter dem Zwang, in seiner Gruppe Ordnung zu haben, und das ließ sich bei der Masse von Kindern oft nur mit Gewalt durchsetzen. (...) Ich sage heute, ich habe mich schuldig gemacht, das tut mir heute noch weh, die Jahre, die man da Menschen misshandelt hat, aber als eigene Entlastung kann man sagen: Es war damals in der Zeit noch so, und die Zustände waren einfach heillos. Was da für Deformierungen von jungen Menschen passiert ist, das kann man nicht wieder gutmachen, das ist schuldhaft, nur dass man es nicht als Schuld einsieht von den Mitarbeitern, die dieses System verkörpert haben, das wird heute noch nicht als Schuld gesehen, ich persönlich muss sagen: Ich sage mir manchmal, was sind wir doch für erbärmliche Leute gewesen, dass wir so reagieren mussten. Man hätte ja auch auf die Barrikaden gehen können.“

Dieser Erzieher bezeichnet die Erziehungspraxis in den Heimen als „Kasernenhof-Pädagogik“.

Ich schließe mit Zitaten aus Briefen eines Fünfzehnjährigen, der gegen seinen Willen von seinen Eltern auf der Grundlage psychiatrischer Diagnosen in eine Geschlossene Abteilung der Diakonischen Anstalt *Stetten* eingewiesen wurde: „Alles habe ich verloren: Heimat, Eltern, Liebe, Glaube, Hoffnung und mich selbst. (...) Stetten ist mir die Hölle (...) Ich möchte mir den Schädel an diesen Mauern einrennen, die mich von mir selber trennen.

Eben hatte ich mit Herrn Inspektor (dieser Inspektor war ein Pfarrer, M.K.) ein Gespräch, das heißt er sprach und ich hörte zu. Es war sehr erbaulich (...) Der Inspektor nahm mir Turgenjews ‚Dunst‘. Dieses elende Leben ohne Reiz, ohne Bildung, ohne Unterhaltung genüge einem Tier; ich will auch etwas nicht Alltägliches haben, wenn auch nur in Lektüren. Ihr würdet mich da natürlich mit dem Pietismus abspeisen. Der Inspektor wird es mich schwer fühlen lassen, wenn er dies liest oder davon hört, aber ich bitte Euch durchaus nicht, ihm nichts zu sagen, ganz im Gegenteil.

Da hält man mir Reden: ‚Wende dich an Gott, an Christus, etc., etc.!' Ich *kann* eben in diesem Gott nichts als einen Wahn, in diesem Christus nichts als einen Menschen sehen, mögt Ihr mir hundert Mal fluchen (...)

Papa nennt Stetten den ‚besten‘ Ort, weil ich da dingfest bin und Ihr mich sicher los seid. O glaubt, diese kalten Erklärungen meinerseits sind's nicht, die mich erfüllen und bewegen, nein, es ist ein wehmütiger Schmerz um den verlorenen ewigen Frühling etc., ein Heimweh, aber nicht nach Calw, sondern nach etwas Wahrem. (...) Wenn ich vor Monaten mein jetziges Leben gesehen hätte, hätte ich's für einen

bösen, unmöglichen Traum gehalten. Dieser kalte, halb gelehrte, halb praktische Pfarrer mit seinen Predigten, diese ungebildeten Wärter, diese Kranken mit den abstoßenden Gesichtern und Manieren, etc., etc., alles ist mir in der Seele verhasst und wie gemacht, einem jungen Menschen zu zeigen, wie elend dieses Leben mit allem ist. Was habe ich immer für gute Musik, gute Poesie etc. gegeben!: Von alledem hier keine Spur, die nackteste, ausgesucht finsterste Prosa. Es wäre anders, wenn ich hier aufgewachsen wäre. Wie der eben ausgeschlüpfte Schmetterling könnte ich mich dann später der Sonne freuen. Aber ich kenne die Sonne: Sperret den ausgeschlüpfen Schmetterling wieder ein! Doch wozu diese Erklärungen, Ihr seid in Calw und nicht in Stetten, ich bin in Stetten und nicht in Calw. Ihr atmet eine andere Luft als ich, ‚Hermann in Stetten‘ ist Euch fremd, ist Euer Sohn nicht. Die Gartenarbeit ist mir verhasst, und seit ich hier bin, war ich erst einige Male im Garten, obgleich ich jeden Tag gehen ‚sollte‘. ‚Mein Vater konnte mich nicht brauchen und hat mich nach Stetten geschickt‘ und damit basta. Da sitze ich, weil ich anderswo nicht sein darf und weine über mich, während ich über den Inspektor lache. Ich lasse mich von ihm nicht zwingen. Wenn er erfährt, dass ich nicht im Garten oder im Livius arbeite, so gibt er mir zu wenig zu essen und ähnliches; vielleicht droht er auch mit Zellenhaft. Er mag’s tun.

Meine letzte Kraft will ich aufwenden, zu zeigen, dass ich nicht die Maschine bin, die man nur aufzuziehen braucht. Man hat mich mit Gewalt in den Zug gesetzt, herausgebracht nach Stetten, da bin ich und belästige die Welt nimmer, denn Stetten liegt außerhalb der Welt. Im Übrigen bin ich zwischen den vier Mauern mein Herr, *ich gehorche nicht und werde nicht gehorchen*.

Wenn der Inspektor es merkt, wird es furchtbare Auftritte geben, ich werde geschunden werden, es geschieht ja alles *zu meinem Besten!* (...)

Ich liebe mich selber, wie jeder, aber nicht deshalb kann ich hier nicht leben, sondern weil ich eine andere Atmosphäre brauche, um meinen Zweck als Mensch erfüllen zu könne und – zu wollen. (...) Was hilft es mich, wenn Papa x-mal wiederholt: ‚Glaube, dass wir es gut mit dir meinen‘? Diese Phrase ist nicht die Bohne wert. Ich muss unter anderen Menschen sein. (...)

Es gibt hier kein Hoffen und Glauben, kein Lieben und Geliebtwerden, viel weniger irgendein Ideal, irgendetwas Schönes, Ästhetisches, keine Kunst, keine Empfindung; was mehr ist als Arbeit und Essen, fällt weg, es gibt nichts Höheres auf der Erde, keine größere Macht als den augenblicklichen Vorgesetzten, kein Motiv als fremden Befehl, es gibt, mit einem Wort gesagt, hier keinen Geist. (...)

Und jetzt frage ich, nur als Mensch (denn ich erlaube mir, gegen Euren Willen und meine fünfzehn Jahre, eine Ansicht zu haben): Ist es recht, einen jungen Menschen, der außer einer kleinen Schwäche der Nerven so ziemlich ganz gesund ist, in eine ‚Heilanstalt für Schwachsinnige und Eleptische‘ zu bringen, ihn gewaltsam den Glauben an Liebe und Gerechtigkeit und damit an einen Gott zu rauben? (...)

Es mag Euch unverschämt erscheinen, aber was ich im ersten, zweiten und dritten Brief zwischen den Zeilen sagte, habt Ihr, vielleicht absichtlich, auf sich beruhen lassen, so sag’ ich’s im vierten Brief deutlich, denn Deutlichkeit erachte ich für eine Hauptbedingung in jeder Korrespondenz. Ihr sagt vielleicht: ‚Du hast ja die

Verantwortung nicht'. Aber ich habe den Schaden, ich bin schlechterdings einmal das Medium und glaube, mich selber auch etwas anzugehen. Ihr sagt als ‚Fromme‘: ‚Die Sache ist ganz einfach. Wir sind Eltern, du bist Kind, damit basta. Was wir gutheißen, ist gut, mag's sein, was will.‘

Ich aber sage von meinem Standpunkt aus: ‚Ich bin Mensch, *Person*, wie Schiller sagt, meine Erzeugerin ist allein die Natur, und sie hat mich nie, nie schlecht behandelt. Ich bin Mensch und erhebe vor der Natur ernst und heilig den Anspruch auf das allgemeine Menschenrecht und dann auf das spezielle.‘ (...) Doch auf Ansichten von Nicht-Erwachsenen und auf deren Rechte als Menschen gebt Ihr nichts. Das weiß ich, und lasse Euch Eure Ansicht. (...)

Hier wird jegliches Ideal, jede Liebe profaniert, missverstanden, verlacht. Ihr sagt, ich habe noch ein ganzes Leben vor mir. Allerdings, aber die Jugend ist das Fundament, da ist das Herz noch empfänglich für Gutes und Böses, aber ach, ich vergesse, dass Ihr andere Menschen seid, ohne Makel und Fehl, wie die Statue, aber ebenso tot. Ja, Ihr seid echte, wahre Pietisten (...). Ihr seid Christen, und ich – nur ein Mensch (...). Gerne möchte ich fliehen, aber wohin im kalten Herbst, ohne Geld und ohne Ziel, ins Graue hinein? Wohin in dem von Landjägern durchkreuzten Land? (...)

In Boll habe ich erst Lachen, dann Weinen gelernt, in Stetten habe ich auch etwas gelernt: Fluchen. Ja, das kann ich jetzt! Fluchen kann ich mir selbst und Stetten vor allem, dann den Verwandten, dem verhassten Traum und Wahn von Welt und Gott, Glück und Unglück. Wenn Ihr mir schreiben wollt, bitte nicht wieder Euren Christus. Er wird hier genug an die große Glocke gehängt. ‚Christus und Liebe, Gott und Seligkeit‘ etc. etc. steht an jedem Ort, in jedem Winkel geschrieben und dazwischen – alles voll Hass und Feindschaft. (...)

Schließlich geht dieser Jugendliche in seinen Briefen an die Eltern zum „Sie“ über und er schreibt an seinen Vater: „Sehr geehrter Herr!“

„Da Sie sich so auffällig opferwillig zeigen, darf ich Sie vielleicht um 7 M oder gleich um den Revolver bitten. Nachdem Sie mich zur Verzweiflung gebracht, sind Sie doch wohl bereit, mich dieser und sich meiner rasch zu entledigen. Eigentlich hätte ich ja schon im Juni krepieren sollen.“

Sie schreiben: Wir machen dir gar keine ‚schrecklichen Vorwürfe‘, weil ich über Stetten schimpfe. Dies wäre auch mir durchaus unverständlich, denn das Recht zu schimpfen darf man dem Pessimisten nicht nehmen, weil es sein Einziges und Letztes ist.

‚Vater‘ ist doch ein seltsames Wort, ich scheine es nicht zu verstehen. Es muss jemand bezeichnen, den man lieben kann und liebt, so recht von Herzen. Wie gerne hätte ich eine solche Person! Könnten Sie mir nicht einen Rat geben. In alter Zeit war das Fortkommen leicht: Jetzt ist es schwer, ohne Scheine, Ausweise etc. durchzukommen. Ich bin fünfzehnjährig und kräftig, vielleicht könnte ich an der Bühne unterkommen?

Mit Herrn Schall mag ich nicht verhandeln, der herzlose Schwarzfrack ist mir verhasst, ich könnte ihn erstechen. Er gönnt mir keine Familie, so wenig als Sie oder irgendjemand.

Ihre Verhältnisse zu mir scheinen sich immer gespannter zu gestalten, ich glaube, wenn ich Pietist und nicht Mensch wäre, wenn ich jede Eigenschaft und Neigung an mir ins Gegenteil verkehrte, könnte ich mit Ihnen harmonieren. Aber so kann und will ich nimmer leben und wenn ich ein Verbrechen begehe, sind nächst mir Sie schuld, Herr Hesse, der Sie mir die Freude am Leben nahmen. Aus dem ‚lieben Hermann‘ ist ein Anderer geworden, ein Welthasser, ein Waise, deren ‚Eltern‘ leben. Schreiben Sie nimmer ‚lieber H.‘ etc.; es ist eine gemeine Lüge. Der Inspektor traf mich heute zweimal, während ich seinen Befehlen nicht nachkam. Ich hoffe, dass die Katastrophe nimmer lang auf sich warten lässt.“ Der Brief ist unterzeichnet mit H. Hesse, Gefangener im Zuchthaus zu Stetten. Hermann Hesse schrieb diese verzweifelten Briefe im Herbst 1892. Als er sie im Nachlass seiner Eltern wiederfand, verschnürte er den ganzen Briefwechsel und deponierte ihn auf dem Dachboden seines Hauses. Ein ganzes Leben hatte er über diese Erfahrungen geschwiegen. Die Scham verschloss ihm den Mund. Nach seinem Tod fand seine Frau die Briefe und veröffentlichte sie.

Literatur

- Bonhoeffer, Martin (1973). Personale Organisation im Heim – emotionale Desorientierung für Kinder. In: Neue Sammlung. 13. Jg. Heft 4. Göttingen
- Düchting, Otti (1952). Der Lebenserfolg ehemaliger weiblicher Fürsorgezöglinge – Eine Untersuchung an 300 Probandinnen. Dissertation an der Universität Münster
- Dührssen, Annemarie (1958). Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung. Göttingen
- Eyferth, Hanns (1950). Gefährdete Jugend – Erziehungshilfe bei Fehlentwicklung. Hannover
- Hesse, Hermann (1976). In Briefen und Lebenszeugnissen 1877 bis 1895. Frankfurt am Main
- Homes, Markus (1984). Heimerziehung – Lebenshilfe oder Beugehaft? Frankfurt am Main
- Kühnast, Renate ((2008). Entschädigung für ehemalige Heimkinder. In: Zeitschrift für Rechtspolitik 2/2008

Jüngere Arbeiten des Autors zum Thema:

- Kappeler, Manfred (2007). Ein hohes Maß an Übereinstimmung – Heimerziehung in Deutschland „Ost“ und Deutschland „West“. In: Jugendhilfe 45. Jahrg. Heft 6 Dezember 2007. Neuwied
- Kappeler, Manfred (2008). Den Menschenrechtsdiskurs in der Sozialen Arbeit vom Kopf auf die Füße stellen. In: Widersprüche. 28. Jg., Heft 107. Bielefeld
- Kappeler, Manfred (2008). Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland (1950-1980) und der Deutschen Demokratischen Republik. In: Forum Erziehungswissenschaften. 14. Jg., Heft 2. Frankfurt am Main

Kappeler, Manfred (2008). Von der Heimkampagne zur Initiative des Vereins ehemaliger Heimkinder. Über den Umgang mit Vergangenheitsschuld in der Kinder- und Jugendhilfe. In: neue praxis. 38. Jg., Heft 4. Neuwied

Kappeler, Manfred (2008). „Achtundsechzig“ und die Folgen für Pädagogik und Soziale Arbeit. In: Form Erziehungshilfe 5/2008. Weinheim

Autobiografische Berichte ehemaliger Heimkinder:

Graeber, Harry (2001). Misshandelte Zukunft. Mainz

Krone, Dietmar (2007). Albtraum Erziehungsheim – Die Geschichte meiner Jugend. Leipzig

Page, Regina (2006). Der Albtraum meiner Kindheit und Jugend – Zwangseinweisung in deutsche Erziehungsheime. Leipzig

Schubert, Jürgen (1999). mundtot – Nachkriegsbiografie eines nicht gewollten Besatzer-Kindes. Frankfurt

Schünemann, Annelen (2008). Heim-Weh. Halle

Sucker, Richard (2008). Der Schrei zum Himmel – Kinderzwangsarbeit in christlichen und staatlichen Kinderheimen. Leipzig